Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(20. Fortsetzung.)

Tübingen machte ein erstauntes Gesicht, während das des alten Teupen freudig erglänzte. Doch setzte er als gewiegter Diplomat sofort wieder eine gleichgültige Miene auf.

„Willst der Seesen mal guten Tag sagen?" meinte er harmlos.

„Ja, Großpapa. Langenpfuhl ist ja doch sozusagen ein Vorort von Hohen-Kraatz. Und für Frau von Seesen hab' ich immer was übrig gehabt."

„Ist auch ne brave Frau," sagte Tübingen und ging. Graf Teupen überlegte, ob er der Herrin von Langenpfuhl gleichfalls ein Loblied singen solle. Aber nein, das wäre unpolitisch. Abwarten, und nur mit Vorsicht treiben, und immer aus der Verschanzung.

Die Herren hatten sich ihre Zigarren angesteckt. Riedecke räumte den Tisch ab. Auch Teupen erhob sich zu seinem Morgenspaziergang durch den Obstgarten. Plötzlich schien ihm noch etwas einzufallen, was ihn innerlich sehr belustigte, denn er lächelte verschmitzt.

„Sage mal, Max," meinte er; „scha illa muganga pst pst, eri konikumba, boschina?"

Max, der Haarhaus soeben auf die Veranda folgen wollte, blieb mit außerordentlich verdutztem Gesicht stehen.

„Wie?" fragte er.

„Eri konikumba boschina?" wiederholte Teupen sehr geläufig; „maranga pst pst: soni bettamislomtik.."

Maxens Augen vergrößerten sich.

„Entschuld'ge, Großpapa — aber ich verstehe dich beim besten Willen nicht. Ich habe bloß ein paarmal pst pst verstanden."

Teupen lachte herzlich.

„Mein Gott, das ist ja doch die Bagirisprache!" antwortete er. „Ich denke, ohne die kommt man im Sudan gar nicht durch — sagt Nachtigall — oder Vogel — oder ist's doch Nachtigall gewesen?! Nein, Livingstone sagt es."

Max hatte sich etwas hastig umgewendet.

„Ach so.... Aha — — aber, lieber Großpapa, du betonst absolut falsch! Namentlich das pst pst — das darf man nur hauchen. Und dann.... ja, ich komme schon, Doktor!" rief er plötzlich auf die Veranda hinaus und ließ den Grafen allein.

Teupen lächelte noch immer, ward aber mit einem mal ernst.

„Wenn ich falsch betone, nützt mir die ganze Sprache nichts," sagte er sich. „Ich werd's aufgeben. Das pst pst soll nur gehaucht werden; Max soll mir das mal vormachen Konsonanten lassen sich gar nicht hauchen. Ich glaube, der Junge hat selbst keine Ahnung von der Bagirisprache. Der hat sich von Haarhaus ins Schlepptau nahmen lassen und ist einfach mitgeduselt. Aber daß er zur Seesen will, freut mich. Das ist die erste Etappe. Ich werd' mir 'mal die Eleonore suchen. Wir müssen noch ein paar Worte über die Gesellschaft sprechen. Mit Tübingen kann man nicht reden. Er hat keinen Schimmer von Diplomatie...."

Dann drehte er sich ein Zigarette, die er aber nicht mit einem gewöhnlichen Schwefelholze entzündete, vielmehr zog er ein kleines silbernes Etui aus der Tasche, dem er ein Wachsstreichhölzchen entnahm, und an diesem steckte er seine Zigarette an. Hierauf wedelte er rasch einmal mit seinem parfümierten Foulard durch die Luft und trippelte sodann mit den ihm eigentümlichen kleinen und zierlichen Schritten davon.

Währenddessen war Max, Haarhaus am Arm, wie ein Wilder in den Park hinabgestürmt.

„Adolf, das halte ich nicht länger aus!" schimpfte er. „Das ertrag' ein anderer! Die Eltern fragen einem wenigstens nicht die Seele aus dem Leibe — aber der Großpapa! Adolf, weißt du, wie mich der Großpapa soeben angeredet hat?"

„Englisch?"

„Nein — bagirisch! Im ganzen Sudan sagte man nur immer pst, pst — oder so ähnlich. Er hat schon bagirisch gelernt. Adolf! Er bringt mich um mit seiner Kolonialwütigkeit! Er weiß ja hundertmal besser Bescheid als ich!.... Was ist denn das für eine niederträchtige Sprache, dies Bagirische?"

Haarhaus lachte, daß ihm die Augen tropften.

„Aber, Liebster, ich ahne es ja nicht! Weiß der Himmel, wo der alte Herr das gelesen hat! Vielleicht in einem Reisebericht aus der Südsee oder von den Molukken — und dann hat er die Geschichte verwechselt!"

„Das trau' ich ihm zu. Und ich Esel bin auf diese Verwechslung hereingefallen. Ich habe ihm bloß gesagt, er hätte falsch betont. Irgend etwas mußte ich doch sagen. Ich bin lediglich auf Suaheli geaicht. Bis Mitternacht hab' ich in deiner Grammatik studiert, um mich nicht allzusehr zu blamieren. Die Werke von Stanley und Juncker und Peters und Casati hab' ich im Kleiderschrank eingeschlossen, damit man sie nicht findet. Schlafen kann ich auch nicht mehr. Useguha und Wagindo und Uhehe und Aruscha, Puscha, Ruscha, das schwirrt mir alles im Kopfe herum, und schlafe ich wirklich einmal, dann träume ich von Kannibalen und Hottentotten. Adolf, bemitleide mich!"

„De tout mon coeur, mein Junge. Aber bedenke: du hast dich selbst in diesen Zwiespalt der Natur hineingeritten — und ich bin kein Derindur. Ach nein — auch über meinem schuldlosen Haupte gewittert es. Wenn die Bombe platzt, weisen auch auf mich die Finger der Ankläger. Wie der Stehler, so der Hehler. Ist's nicht am besten, kurzen Prozeß zu machen? Du weißt, ich bin für kurze Prozesse. Man lernt das da drunten."

Max war stehen geblieben und faltete die Hände.

„Adolf, tu mir die Liebe und red' nicht solchen Unsinn. Du kennst die Verhältnisse nicht, kennst nicht die Mama und den Großpapa. Sie sind die Machthaber auf Hohen-Kraatz, die Tyrannen meines Glückes. Hier heißt es einfach, strategisch zu Werke gehen —"

„Diplomatisch, sagt Graf Großpapa."

„Allerdings; sondieren und langsam das Terrain erobern. Und dabei muß mir die Seesen helfen."

„Du willst Nachmittag zu ihr?"

„Nein. Nachmittag will ich in den Erlenbruch. In diesem Falle war die Seesen ein Vorwand. Aber vielleicht fahr' ich morgen nach Langenpfuhl. Die Seesen liebt mich."

„Na, na!"

„Cum grano salis natürlich. Es ist nämlich von jeher Großpapas glühender Wunsch gewesen, mich mit ihr zu verheiraten — aus Familienrücksichten. Und sie merkte das. Da nahm sie mich denn eines Tages vor und sagte mir: „Wir wollen einen Pakt schließen, Baron. Schwören wir uns, daß wir uns nie kriegen. Schwören wir uns ewige Untreue". Und das haben wir denn auch getan, und in der Folge hab' ich die Seesen in alle Verhältnisse eingeweiht."

„Was du sagst! Und wie nahm sie die Sache auf?"

„Sie unterstützte sie lebhaft und amüsierte sich königlich darüber. Sie hat lange an der Kette gelegen und ist deshalb sehr für Freiheit des Herzens."

„Ein interessantes Frauenzimmer. Ich freu' mich, sie kennen zu lernen."

„Sie wird dir gefallen. Und nun noch eins, Adolf. Laß mir den Anfang deiner Tagebuchblätter heraus, damit ich weiß, wie wir eigentlich marschiert sind. Die Gegend um den Kilimandscharo kenn' ich noch gar nicht."

Haarhaus lachte wieder. „Soll geschehen, my boy. Aber erst muß ich eine Partie Croquet mit den Backfischen spielen! Da kommen sie schon! Bist du nicht dabei?"

„Ich werd' den Teufel tun. Kantonnementsquartierspiele sind mir ein Greuel. Ich geh' auf mein Zimmer und studiere. Auf Wiedersehn!...."

Die Backfische waren mit dem Croquet einverstanden. Benedikte und Nelly schleppten den Kasten auf den freien Platz unter den Kastanien und packten aus, während Trude Palm mit Haarhaus englisch sprach. Vor ihm glänzte sie gern. Sie schwärmte für England, weil sie wußte, daß Haarhaus einen Teil seiner Jugend in London verlebt hatte. War Graf Brada anwesend, dessen Geschlecht sich von irgend einem lombardischen Baron aus der Zeit Barbarossas ableitete, so schwärmte sie für Italien.

Das Spiel begann. Haarhaus war in allen diesen Sportspielen Meister — elegant, kraftvoll und sicher. Er fühlte sich sicherlich behaglich in Hohen-Kraatz. Laut seinem Vertrage mit einem bekannten Leipziger Verleger mußte er sein Werk über seine Neuentdeckungen im Pare- und Kilimandscharogebirge bis zu einer bestimmten Frist abliefern — und bei seinem Onkel Kielmann kam er wenig zur Arbeit. Der Alte war in seiner Liebenswürdigkeit so beständig um ihn herum, daß Haarhaus froh gewesen war, ausrücken zu können. Hier aber hatte er Ruhe und zugleich Abwechslung. Die drei hübschen Mädchen boten sie ihm zur Genüge. Alle drei machten ihm gleichmäßig Spaß. Sie schwärmten ihn an, bewunderten ihn und fanden ihn reizend — und das tat seiner Gottähnlichkeit wohl.

„Wer ist dran?" fragte Benedikte. „Trude! — Trude, du döst wieder!"

Trudchen machte ihr Spiel, schwenkte dabei kokett mit dem Rocksaum und zeigte ihre gelben Bottinen. Währenddessen unterhielt sie sich mit Haarhaus.

„Mister Haarhaus, wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen, nach Afrika zu gehen?" fragte sie. Sie nannte ihn gern Mister; Benedikte fand das albern, und Nelly spleenig.

„Na, wie man so auf etwas kommt, Gnädigste. Ich dachte mir: den Kilimandscharo kennt man nur von unten. Da willst du doch 'mal sehen, wie er oben aussieht. Und da fuhr ich denn hin; das heißt, halb fuhr ich, halb lief ich."

„Ach, Mister Haarhaus, Sie machen immer bloß Unsinn mit uns! Meine Frage war doch ganz vernünftig."

„Natürlich war sie das. Aber was soll ich Ihnen sonst antworten?!"

„Sie müssen doch einmal etwas anderes gewesen sein, ehe Sie Afrikaforscher wurden," sagte Benedikte, den Doktor, der ihr sehr imponierte, von der Seite betrachtend. „Oder kommt man als solcher gleich auf die Welt?"

„Ich möchte das eigentlich bejahen, gnädiges Fräulein. Der Forschertrieb ist etwas Angeborenes. Aber freilich hab' ich die Afrikareiserei nicht studiert, wenigstens nicht von vornweg. Ich bin von Hause aus Jurist. Wissen Sie, was das ist?"

„Ja, natürlich. Gott, was halten Sie uns für dumm! Ein Jurist ist ein Rechtsprecher."

„Leider nicht immer."

„Ein Verurteiler," sagte Trudchen.

„Ich wollte nun grade Verteidiger werden, Fräulein Palm. Aber dabei verflaut der Charakter. Das ganze Menschheitsbild verschiebt sich. Tugend und Laster quirlt durcheinander. Man wird irre an sich selbst. Man soll einen Lumpen zu einem Gentleman stempeln, und innerlich wehrt man sich dagegen. Schließlich machte es mir kein Vergnügen mehr, schwarze Menschen weiß zu waschen, und da ging ich denn lieber ganz zu den Schwarzen."

„Wie weit ist eigentlich Max mit hinaufgeklettert," fragte Benedikte, „ich meine auf den Kilimandscharo?"

„Nur ein Stückchen," erwiderte Haarhaus mit kühner Stirn. „Dann blieb er am Wege sitzen; es war ihm zu beschwerlich. Es ist nämlich ziemlich steil, und oben liegt Schnee."

„Nelly — schwarzrot! Deine Kugel!....." Und da Haarhaus sich in diesem Augenblick umwandte, am Rondell eine Rose für sein Knopfloch zu pflücken, flüsterte Benedikte Trudchen zu: „du — der ulkt uns an!"

„Ach nein, Dikte — glaubst du?"

„Ganz gewiß, aber es schadet nichts. Er ist doch ein prachtvoller Mann."

Und nun wandte sich Haarhaus zurück und reichte jeder der jungen Damen eine Rose, nachdem er sich selbst eine in das Knopfloch gesteckt hatte. Miß Nelly, die er am wenigsten beachtete, erhielt eine blaßrosa, Benedikte eine dunkelrote, und Trude zu ihrem grenzenlosen Aerger eine gelbe. Die Mädchen dankten und zogen die Rosen durch ihre Gürtel. Aber Trudchen leuchtete die dunkelrote Benediktes in Herz und Seele hinein; dunkelrot hieß brennende Liebe, und gelb war die Farbe des Neides. Trudchen schäumte heimlich vor Wut, und als äußeren Ausdruck ihres Grimms hieb sie, da sie gerade am Spiel war, so gewaltig mit dem Hammer gegen ihren Ball, daß dieser lustig hüpfend die Allee hinunterrollte, immer weiter und weiter, bis er am Rande der Fliederboskette liegen blieb.

„Aber Trude!" rief Nelly. Dann setzten sich die drei Grazien in Trab, den Ball wiederzuholen. Kaum sah das Haarhaus, so trabte er gleichfalls los. Jetzt wurden die Mädchen von Uebermut ergriffen. Sie flogen wie bunte Pfeile über den Kiessand, und Trudchen rief: „Wollen 'mal Wette laufen, Mister Haarhaus!"

„So läuft man in Europa, Herr Doktor", setzte Benedikte hinzu und ihre Zöpfe flatterten hinter ihr her. Der Ball blieb liegen; es gab jetzt wirklich ein Wettrennen. Haarhaus war ein ausdauernder Marschierer, aber kein Schnelläufer. Die Sache strengte ihn an. Es kam ihm auch albern vor, mit den Backfischchen Huschekätzchen zu spielen. So recht eigentlich war das seiner nicht würdig. Trotzdem schoß er hinter den Mädchen her. Doch sie waren flinker als er; er mußte sich Mühe geben, sie einzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Schlagfertig.

Ein gewisser Polizeidirektor hatte die üble, aber in seinem Fache nicht seltene Gewohnheit gegen jedermann grob zu sein, besonders pflegte er die achtbarsten Leute mit „Ihr" anzureden. Einst hatte er einen Mann vor dem Protokoll, welchem er im Zorne zurief: „Ach, Ihr seid ein Spitzbube!" — Ganz kalt, aber mit scharfer Betonung, antwortete dieser: „Man sagt: Sie sind ein Spitzbube, Herr Polizeidirektor."

— **Eine nette Gastwirtschaft.** Erster Gast: „Sie, Kellner, der Kaffee ist ja ganz kalt!"

Zweiter Gast: „Wollen Sie vielleicht mit mir tauschen? Mein Bier ist ganz warm!"

Die Stimme im Dorfe.

Von Dora Menghius.

Vom kleinen Dörflein will ich reden und von seinem klingenden Herzschlag.

Wann immer an einem schönen Sommertage der Wanderer dem Dörflein auf der Straße begegnet, er wird es von Menschen leer finden. Sie sind ausgeschwärmt auf die Fluren wie Bienen aus dem Stocke.

Da liegt nun das verlassene Dörflein bunt wie eine verlorene Glasperle im Grase, und das weiße Band der Fahrstraße fließt mitten hindurch.

Leise nur atmet es, doch ist es wach. Es ist das Herz der weiten Gemarkung.

Wenn der Bauer die Blicke hebt von der Arbeit, weil aus dem Dorfe die Stunde schlägt, liebkosen sie schnell einmal die friedsamen Dächer, den tröstlichen Kirchturm der Heimat.

Wenn die Bäuerin den Rücken aufrichtet, sucht sie geschwind einmal den eigenen Schlot heraus aus dem Gewirre der vielen; er ist der Turm ihrer Burg. Unter ihm — ist sie sich glücklich bewußt — wartet der eigene Herd geduldig der Flamme, die sie am Abend darin entzünden darf.

Dort inmitten des Dorfes ein niedriges Dächlein mit hohem Kamin: der Gemeindebackofen. Die Hausfrau weiß, daß unter manchem Dache der Brotteig im Backtroge ruht, ein Klümpchen Feinteig zum Sonntagkuchen schwillt.

Führt die Hand auch den Pflug, hält sie das Leitseil am Wagen, schwingt sie die Sense, die Haue; das Sinnen der Menschen fliegt dorfwärts. Dort leuchtet was ihnen die Arbeit süßt, das Dach des eigenen Hauses.

Das Dörflein auf der Höhe — oder kauert es im Grunde? — hütet das Glück. Im Tagesbeginn keimt dort schon der Friede des Abends, die Ruhe der Nacht reift heran. Dort wächst der kommende Sonntag herauf mit Glockenklang und Feierkleid. Das Sonntagmahl harrt schon in Kästen und Truhen und Körben der zubereitenden Frauenhand. Im Garten wohnt die Nahrung der Tage, reift an den Bäumen und Sträuchern. Die großen Feste des Jahres ruhen in jedem Hause, ordentlich eingeräumt wie die Wäsche im Spind.

Liebes Dörflein im Grünen, wie umgreift dich das Gehege der Gärten so zärtlich.

In dieser grünen Wiege träumst du deinen Menschen entgegen. Sie besitzen dich wohl, oder noch mehr besitzest du sie. Nimmer gibst du sie frei, zögen sie auch durch die ganze Welt.

Du bist der Mutterschoß ihres Seins: Heimat.

Siehe, o Wanderer, so bist du in diesen Gedanken auf dem weißen Bande des Fahrwegs hineingeglitten ins leere Dorf. Keine Menschenseele erblickst du, erblickt dich. Kein Vorhang wird neugierig gelüftet, keine Tür knarrt auf.

Was im menschenbelebten Dorfe unbeachtet bleibt, gewinnt plötzlich Bedeutung und Wichtigkeit. Die Katzen, die in der Sonne spielen, sind große Tiere geworden. Das Bellen der Hunde hinter den Hoftoren erschreckt dich jäh. Das Gurren der Tauben rollt eintönig von den Dächern herab, du achtest heute der Sperlinge und ihres lauten Geschreies.

Die Blumen sind seltsam lebendig geworden. Die Bäume am Wege wiegen sich lebhaft und rauschen, der Brunnen plätschert so laut, du fühlst plötzlich heftigen Durst, wischest dir den Schweiß von der Stirne und neigst zum Rohre den Mund.

Du bist allein im fremden Dorfe und ahnst: das ist die Stunde, da die Toten durch's leere Dorf wandeln und die geliebten Heimstätten zärtlich bewachen.

Da klingt es auf!

Ein rhythmisches, helles Läuten, ein Klingklang der Freude, der Arbeitslust, ein Jauchzen, ein Beten.

Schlug die Turmuhr?

Nein, es ist nicht der blinde, herzbare Ton der Maschine.

In diesem Klingen lebt die Gottesseele eines schaffenden Menschen.

Wanderer, da horchst du auf und wird dir leicht und froh.

Das Dörflein lacht und plaudert nun, hat eine Stimme, hat ein fröhlich klopfendes Herz.

Die Stimme im Dorfe!

Aus der Schmiede tanzt sie hervor.

Feuer brennt, wo diese Stimme singt!

Glut sprüht, wo dieses Herz springt!

Leben strömt, wo das Eisen klingt!

Auf heben die Blumen ihre bunten Köpflein und lauschen, reglos halten nun die Bäume die langen Arme und horchen. Das Wasser aber hüpft aus dem Brunnen und tanzt mit den lustigen Klängen dahin.

Die Turmuhr klingelt zaghaft darein: Meister, Meister, denke der eilenden Zeit!

Schmiede müssen fröhliche Menschen sein. Gesunden Herzens und regsam in den Gliedern. Ein griesgrämiger Schmied kann die Stimme im Dorfe nicht singen lassen. Schmiede müssen auch gute Menschen sein. Durch ihre Hände geht das Werkzeug der Ackerarbeit. Segen oder Fluch kann er ins Eisen schmieden. Segen aber muß es sein. Ein richtiger Schmied muß ein Künstler sein. Frei, ohne Aufriß und Zahlen schafft er sein Werk aus dem beweglichen Handgelenke heraus. Richtmaß sind ihm seine gesunden Augen. Frei legt er das Eisenband an Türen, um Achsen, Räder und Leiterbäume, frei biegt er die Glieder zur Kette, die Eisenstäbe zum Gitter, frei formt er Hufeisen und Schar.

Wenn die Stimme im Dorfe zu singen anhebt, gehen die Toten fröhlich in ihre Gräber zurück. Sie wissen, der Wächter des Dorfes ist munter.

Draußen auf dem Felde aber achten die Frauen auf den Rauch aus der Schmiede; wenn er nicht mehr steigt, ist es Zeit für die anderen Schlöte, lebendig zu werden. Dann ist der Abend da, und Menschen und Tiere verlangen nach Nahrung.

Der Negerstil.

Die neueste Kulturerrungenschaft der Pariser.

Ich besuchte in Paris eine Ausstellung von Negerkunst, die nichts mit dem Salon der Humoristen gemein hat, schreibt Clement Vautel im „Journal". Die Negerkunst ist der neueste Tollpunkt unserer Aestheten. Es scheint, daß es nichts Schöneres gibt, als diese dickbauchigen, grobbemalten Fetische, diese dekorativen Kokosnüsse, diese mit wilden Farben beschmierten Gefäße, diese mit ungeschickten Ornamenten bedeckten Ruder, alle diese Niedlichkeiten aus Elfenbein oder Kupfer, die aussehen, als wenn sie mit einem Schlüssel gearbeitet wären. Die Negerkunst muß man bewundern und über alles stellen, wenn man auf der Höhe sein will. Wenn ein Dientsmann in unserer Gegenwart zu sagen wagt: „Italien ist das klassische Land der Kunst," dann antwortet man mit hochgezogenen Schultern: „Sie sind wohl nicht ganz bei Trost? Das klassische Land der Kunst ist der Kongo!" „Und Michelangelo und Raffael . . ." „Fort mit ihnen! Unsere Künstler müssen die Villa Medici in Rom verlassen und ihre Ausbildung in Makukommbi erhalten, im Heimatland Makokos, des unbestrittenen Meisters der großen Kunst!"

In der Musik dieselbe Entwicklung: ich habe futuristische Symphonien gehört, die mich lebhaft an die entzündenden Akkorde des Kaffernorchesters im zoologischen Garten erinnerten. Der Tanz bleibt, wenn ich so sagen darf, nicht zurück. Es ist unnötig, an jene reizenden Ballerinen zu erinnern, die, mit einem Gürtelschurz und einem Amulettihalsband bekleidet, sich auf unseren pariserischen Bühnen in verzückten Bauchtänzen bewegen. Die Negerkunst ist das letzte Wort unserer künstlerischen Höhe.

Man beobachtet auch bereits, wie sie langsam aber sicher die Kundschaft der bürgerlichen Snobs erringt. Man fängt an, in „künstlerisch eingerichteten Innenräumen" ungestalte Ungeheuer aus der Hand eines Rodin vom oberen Niger und unvergeßlich scheußliche Buntheiten zu sehen, die von irgend einem unserer botokubistischen Meister herstammen. Aber um zu beweisen, daß man fähig ist, die Negerkunst ganz zu verstehen, muß man noch weiter gehen . . . Die Kunstbegeisterten, die den höheren Plänen einer ästhetischen Erziehung folgen wollen, werden nicht umhin können, von nun an in ähnlichen Strohhütten zu leben, wie die der Wilden in Mittelafrika sind. Einen Fetzen Baumwolle um die Lenden, einen Ring durch die Nase, werden sie bei ihren Versammlungen Negergedichte deklamieren, Negermusik spielen, Negertänze tanzen und stolz die seltenen und schwierigen Vergnügungen der Negerzivilisation auskosten. Dies erst wird nach meiner Ansicht der letzte Ausdruck aller Bemühungen unserer Intellektuellen sein.

— **Letzter Versuch.** Schmierendirektor: „Wohin denn? Sie stürzen ja ins Wasser!"

Lebensmüder: „Das will ich auch. Stehen Sie mir nicht im Wege!"

Direktor: „Ach nur een Augenblick, kutestes Herrchen! Möchten Sie nicht auf ein Blättchen Papier schreiben, Sie hätten's wegen meiner „Naiven" getan? Die Saison läßt sich so schlecht an, vielleicht nützt das ein bißchen."

— **Der moralische Jüngling.** In eine vollgepfropfte Elektrische steigt noch im letzten Moment eine Dame.

„Wollen wir wetten", sagt ein junger Mann zu seinem Freunde, „daß kein einziger der Fahrgäste der Dame seinen Platz anbieten wird?"

Leoncavallo.

Der Schöpfer der Pagliacci und sein Erdenwallen.

Der kürzlich in Montecatini gestorbene italienische Komponist Ruggiero Leoncavallo gehört mit Bizet und Mascagni zu jenen dramatischen Tondichtern, die wegen eines einzigen glücklichen Wurfes berühmt geworden sind und sich damit einen bleibenden Platz in der Musikgeschichte errungen haben. Bei Leoncavallo heißt dieser Wurf „Bajazzo", womit dem Kundigen eigentlich genügend gesagt ist. Die kurze, zweiaktige Oper wurde 1892 zum erstenmal in Mailand mit gewaltigem Erfolg aufgeführt und wanderte noch im gleichen Jahre über die größten Bühnen der Welt. Sie fesselte durch ihre Klangfülle, ihren musikalischen Schmiß, ihr leidenschaftliches Temperament und nicht zuletzt auch durch ihr Motiv und dessen dichterische Behandlung. Starke persönliche Eigenwerte finden sich nicht in dem Werk. Es gehört der sogenannten veristischen Richtung der jüngeren italienischen Musikschule an, die in Puccini ihren Hauptvertreter hat und dem von Verdi vorbereiteten Boden entwachsen ist. Die Oper war in offenem Wettkampf mit Mascagnis „Cavalleria rusticana" und dessen Verleger Ricordi geschrieben und brachte es tatsächlich fertig, den Schlager des jüngeren Rivalen einige Jahre an die Wand zu drücken. Aber Leoncavallo hatte sich, wie Mascagni, mit dem einen Werk verausgabt. Die künstlerische Einheitlichkeit des „Bajazzo" und vornehmlich den hinreißenden Schwung des berühmten Prologs erreichte er nicht mehr. Er überschätzte seine Kraft, als er den Kampf mit Puccini aufnahm. Seine „Boheme", die im gleichen Jahre (1897) wie die Puccinis am Fenicetheater in Venedig aufgeführt wurde, errang sich nur einen vorübergehenden Achtungserfolge. Sie war zu grob gebaut und besaß nicht den prickelnden Reiz wie das Werk des größeren Nebenbuhlers. Das gleiche Schicksal war der Oper „Zaza" beschieden, die 1900 von der Mailänder Scala aus der Taufe gehoben wurde und bereits ein deutliches Nachlassen der künstlerischen Gestaltungskraft erkennen ließ.

Noch mehr fiel allerdings die große Oper „Der Roland von Berlin" ab, die Leoncavallo im Auftrage Kaiser Wilhelms II. nach dem gleichnamigen Roman des Willibald Alexis verigßte, und die im Jahre 1904 mit großem Pomp am königlichen Opernhaus in Berlin aufgeführt wurde. Leoncavallo zeigte sich darin als gelehriger Schüler Richard Wagners. Doch gelang ihm das Kunststück, den dramatischen Stil Wagners mit dem des italienischen Verismus zu kopulieren, nicht. Die Oper hat zwar als technisches Experiment interessiert, aber keine Lebenskraft besessen, nicht einmal in Berlin, wo doch der Stoff und die Beziehungen des Komponisten zum Hofe einer besonderen Aufnahme günstig waren.

Von den übrigen Arbeiten Leoncavallos seien noch genannt die komische Oper „Die Jugend des Figaro", ein harmloses, leichtes Stück, ferner „Die rote Bluse" und „Maja". Dem „Bajazzo" vorausgegangen waren die Oper „I Medici", der erste Teil einer großen, aber nicht vollendeten Trilogie „Crepusculum", und die Oper „Chatterton". Außerdem hat Leoncavallo auch eine sinfonische Dichtung Serafita, ein Ballett und verschiedene Lieder geschrieben. Auch als Klavierspieler und Dirigent ist Leoncavallo aufgetreten. Als solcher hat er auch einmal in Berlin gewirkt, ohne jedoch einen besonders tiefen Eindruck zu hinterlassen. Die geräuschvollen Berliner Erfolge haben ihm mehr geschadet als genützt, was sich namentlich nach Ausbruch des Krieges zeigte. Leoncavallo stammte aus Neapel, wo er am 8. März 1858 geboren wurde. Er war ein Schüler des dortigen Konservatoriums.

Gesandtschaft als Schmuggelzentrale? Der Norweger Stouseth wurde kürzlich in Christiania verhaftet, weil er unter Mißbrauch des norwegischen Gesandtschaftssiegels große Mengen Juwelen aus Rußland herausgeschmuggelt hatte. Jetzt beschuldigt die Zeitung „Socialdemokraten" in Christiania die damalige norwegische Gesandtschaft in Petersburg, sie habe selbst in großem Umfang Schmuggel unter Mißbrauch des diplomatischen Siegels betrieben und im ganzen Werte von 15 Millionen Rubel geschmuggelt.

Auch im Leben lachen die Zuschauer oft an den tragischsten Stellen.

Was du heute faulenzen kannst, verschiebe nicht auf morgen. Wer weiß, ob du morgen Zeit dazu hast.

Was dir an Macht und Ehr' erblüht, — Dich kann die Ruhe im Gemüt — Nur wahrhaft glücklich machen. — Und was an Gütern du gewannst — Nur wenn du ruhig schlafen kannst, — Kannst du auch fröhlich lachen.

Die verkehrte Welt.

Der „Wagenlenker", das Organ des Reichsbundes geistiger Arbeiter Deutschlands, bringt in No. 10 folgende Anekdoten, welche die Umkehrung aller Weltbegriffe betreffs Arbeitsleistung gegenwärtig treffend illustrieren.

1. „Ein Elektrotechniker und Diplomingenieur, der das Glück hat, am Münchener Polytechnikum als erster Assistent angestellt zu sein, bezieht 200 Mark Gehalt und 160 Mark Teuerungszulage im Monat. Ein Monteur, der als Gehilfe des Assistenten tätig ist, bezieht 2,5 Mark Stundenlohn bei achtstündiger Arbeitszeit und 25 Arbeitstagen, also 500 Mark im Monat. Ueberstunden und Sonntagarbeit werden natürlich höher bezahlt. Der erste Assistent, der fast zwei Jahrzehnte auf seine Ausbildung durch Studium und daraufolgende nicht oder minimal bezahlte Praxis verwendet hat, arbeitet natürlich länger als acht Stunden. — Warum ist er nicht Monteur geworden?!"

2. An einem Münchener Bau war ein Bautechniker mit einem Monatsgehalt von 180 Mark beschäftigt. Da er so nicht leben konnte, entschloß er sich, als Maurer zu arbeiten, und verdiente dann 400 Mark. Er hatte in seinem Vorleben die Dummheit begangen, sich mit der Erlernung des Mauerhandwerks nicht zu begnügen, sondern auch noch mehrere Jahre lang eine Fachschule zu besuchen. Das mußte er büßen, bis er sich eines Besseren besann."

Der geadelte Dichter.

Liliencron wurde täglich mit einer wahren Flut von Bittbriefen, Büchersendungen und Manuskripten bedacht, um Autographen und Widmungen angegangen, daß er mehrere Stunden allein auf seine regelmäßige Korrespondenz zu verwenden hatte. Seine Begeisterung war leicht entflammt und sein Lob nicht schwer zu erringen, so daß ihn die jüngeren Dichter geradezu belästigten, da sie sich von einem Lobe des Meisters Erfolg und Förderung versprachen. Der Unfug nahm schließlich so überhand, daß Liliencron nur noch gedruckte Karten verschickte und im einzelnen nicht mehr antwortete. Ein junger Dichter, dem an Liliencrons Anerkennung besonders viel gelegen war, sandte ihm eines Tages einen ganzen Stapel unveröffentlichter Arbeiten, bat um Liliencrons Urteil und Kritik und schrieb dazu folgendes Verslein:

Ich fühle immer mich geadelt,
Wofern ein weiser Mann mich tadelt.

Liliencron las die Sachen, schickte sie zurück und schrieb folgende Antwort: „Betrachten Sie sich von mir zum Großherzog ernannt."

Hoffnung.

Sie lockt dich stets, um stets dich zu betrügen;
Doch schilt darum die arme Dirne nicht,
Denn eben dich so lächelnd zu belügen,
Ist ihre Kunst — und ihre hehre Pflicht.

Sie weiß: Möcht sie auch göttlich dich begnaden,
Ihr Wort ist Schaum und ihre Schönheit Schein;
Zu deinen Tränen muß sie jung sich baden,
Um ewig dir begehrenswert zu sein.

Beruf verfehlt. In einer Tabakfabrik in Pantin, Frankreich, brach eine heftige Feuersbrunst aus; 1,100,000 Kilogramm Schnupftabak wurden zerstört. Der Schaden wird auf mehrere Millionen geschätzt.

Der Kapitolhügel. Die königliche italienische Studienkommission für die Neugestaltung des Kapitolhügels hat sich versammelt. Der Minister Panandi erklärte, daß man die Einrichtungen von Michelangelo respektieren, den Hügel aber von allen anderen Einrichtungen, die nicht künstlerischen, aber historischen Wert tragen, freihalten müsse.

Verbrecherverfolgung im Flugzeug. Bei der Entführung eines jungen Mädchens durch einen Schwindler wurde nach dem „Abend" zum erstenmal in Deutschland zur Verfolgung des Flüchtigen ein Flugzeug benutzt. Der Flug ging zunächst von Berlin nach Hamburg und von dort nach Westerland-Sylt, wo die Entführte in einem Spielklub aufgefunden wurde.

Städtisches Siedlungsamt. Die Stadt Leipzig plant die Einrichtung eines städtischen Siedlungsamtes mit 5 Millionen Mark Betriebskapital. Sein Wirkungskreis ist weit gedacht, er umfaßt die Herstellung von Wohnungen im eigenen städtischen Betrieb, ferner die Einrichtung einer Wohnungs-Fürsorgestelle behufs Baulandbeschaffung und Förderung des Wohnungsbauwesens.

Reines Deutsch! Einer Anregung des Deutschen Sprachvereins folgend, hat die sächsische Regierung die Behörden der inneren Verwaltung aufgefordert, der Pflege des klaren und reinen deutschen Ausdrucks besondere Sorgfalt zu widmen. Die Beamten, deren Arbeit für die allgemeine Wohlfahrt und die staatliche Ordnung unentbehrlich sei, könnten das Vertrauen des Volkes nur haben, wenn sie reden und schreiben, wie es das Volk versteht.